P. O. germ.
808 m

P.O. germ. 808m Lebensbild.

<36614709060012
Bayer. Staatsbibliothek

de

Lebensbilder.

Eine literarische Abendunterhaltung,

aus den Papieren bernischer Dichter gezogen.

Nebst der Einleitung und dem Schlußworte zu einer Reihe von Vorträgen über deutsche Literatur.

Bern,
gedruckt bei L. A. Haller.

1832.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.

Göthe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Bernischen Damengesellschaft

für

literarische Abendunterhaltungen

widmet diese Blätter

achtungsvoll

der Herausgeber.

Sie empfangen hier das Erste und das Letzte, das A und O von den Vorträgen und Lektorien, denen Sie so theilnehmende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Wahrscheinlich wird schon die Art der Aufnahme dieser kurzen und abgekürzten Proben hinlänglich beweisen, wie wohl ich daran that, dem Wunsche mehrerer aus Ihnen nicht nachzukommen, nur Extreme — die heut zu Tage beliebt sind — zu drucken, und das ganze dicke Juste-Milieu — dessen man ohnedas schon zu viel hat — für mich zu behalten *). In keinem Falle glaube ich jedoch Ursache zu haben, die Herausgabe dieser Bogen je sonderlich zu bereuen. Denn abgesehen von ihrem nächsten Zwecke, nach welchem sie eine zahlreiche Gesellschaft als Denkstein an genußreiche Stunden erinnern, in denen wir gemeinschaftlich deutsche Dichter lasen: so enthalten sie nicht nur „Lebensbilder," sondern sind hoffentlich auch ein Lebenszeichen, das man vom Winter 1831 auf 1832 aus Bern wohl nicht erwartet hat, wenigstens nicht ungerne wahrnimmt. Es ist ferner eben so natürlich, daß in Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, die Poesie bei dem zarten Sinne der Frauen ein Asyl suche, als es für diese löblich ist, ihr dasselbe zu gewähren, und für jene

*) Ein Stück hat sich denn doch (III, 3.) eingeschlichen —

erwünscht, auch öffentlich zu gestehen: sie habe ein solches gefunden. Dieses Geständniß lege ich hiemit im Namen der Poesie zu Ihren Handen ab, und drücke zugleich meinen Dank gegen die angesehenen Männer und Frauen aus, welche mich mit Beiträgen erfreuten, und in deren Gesellschaft ich es eher wagen konnte, mit diesen Blättern zum ersten Male vor das lesende Publikum zu treten.

Bern, den 2. April 1832.

Paul Schädelin.

I.

Indem ich beim Beginn unserer literarischen Abendunterhaltungen eine Art Vorrede vorausschicke, möchte ich vor Allem gern unsre Sache gegen eine üble Nachrede schützen, oder wenn das nicht sein kann, uns wenigstens gefaßt machen, eine solche gleichmüthig zu ertragen. Es ist Ihnen nämlich nicht unbekannt, daß ehrenwerthe Stimmen hin und wieder auffordern, den Damen das Buch aus der Hand zu ziehen, und ihnen dafür alles Ernstes den Strickstrumpf oder Spinnrocken darzureichen. Eben so wissen wir, wie sich Manche gar bald vor sogenannten „gelehrten Weibern" kreuzigen und segnen, auch Versuche, wie der unsrige, ohne Weiteres verdammen. Da nun diese Einwürfe unbestritten von einer tüchtigen Lebensansicht ausgehen, so muß es uns angelegen sein, die Urheber derselben zu besänftigen und solcherlei Bedenklichkeiten zu beseitigen, ehe wir weiter gehen. Ich bemerke zuerst, daß meine Absicht keineswegs dahin gehe, Sie, meine Damen, von Ihren häuslichen Beschäftigungen, vom Strickstrumpf oder Spinnrocken, abzuziehen; wohl aber dahin, Ihnen den Spieltisch zu erleiden, und überhaupt den vielleicht schon bisweilen em-

pfundenen heilsamen Ekel vor geistloser, ja geisttödender Unterhaltung, möglichst zu vermehren. Nach dieser Erklärung können uns jene Einwürfe schon in bedeutend geringerem Grade treffen; aber ich gedenke sie noch mehr zu entkräften. Es ist nämlich offenbar, daß jene tadelnde Stimme nur von Solchen erhoben werden kann, welche den großen Unterschied zwischen Ehemals und Jetzt übersehen. Allerdings gab es eine Zeit, und eine glückliche Zeit, in der eine Hausfrau in Rücksicht auf Bildung nicht viel mehr war, als heute eine Hausmagd. Die Geschichte ihrer Jugend, ihres Brautstandes und ihrer Kinder war ihre Weltgeschichte; Bibel, Gebet- und Gesangbuch ihre Handbibliothek; die Plaudereien ihrer Freundinnen waren ihre Memoiren; die Nadel ihre Feder. Die Zeit ist aber nicht mehr, kommt auch wohl nicht wieder. Man hat sehr wohl bemerkt: das Weib ist nicht blos das Herz am Menschen; es ist auch das sogenannte kleine Gehirn im Kopfe, neben dem siebenmal größern sogenannten großen Gehirn, dem Manne *). Alle Einwendungen gegen diese nach der Meinung Vieler so ausgeartete Zeit gedenke ich mit der einfachen Bemerkung niederzuschlagen: wozu Fähigkeiten, wenn sie nicht ausgebildet werden sollen? Wenn die Frauen mehr Leib als Geist, mehr Hände und Füße, als Kopf und Herz sein müssen; wenn sie ihre ganze Bestimmung in ein unbestimmtes, leidendes Dasein setzen sollen; wenn ihre Worte ewig nur ein Echo der Rede der Männer, ihre Gedanken stets nur denen der Herren der Erde abgeborgt sein dürfen, so hat Gott Unrecht gethan, sie mit Geistesfähigkeiten zu schaffen, oder — da Niemand dies behaupten

---

*) Vergl. v. Braunthal; Aesthetik.

wird, — wir thun, im Geiste unsrer Zeit, recht, sie zu bilden. Der Spottname: gelehrte Frau, ist übrigens fast immer ungerecht; denn nach meiner innigsten Ueberzeugung gibt es deren höchst wenige, in unsrer Stadt wohl gar keine; somit trifft er auch Niemand unter uns. Irre ich nicht, wird auch damit mehr die Dame bezeichnet, welche ein gewisses häßliches Gelehrtthun affektirt, ihr Bißchen Wissen überall auftischt, oder gar so toll ist, Unordnung und Unreinlichkeit an sich und um sich für gleichbedeutend mit Gelehrsamkeit zu halten. Solche Menschen allein konnten die gute Sache der weiblichen Bildung verdächtigen, als befördere diese Unnatur — da dieß doch nur die Unwissenheit und der Mangel an Bildung thun. Dagegen gereicht das Streben nach wahrer Bildung dem Weibe offenbar nicht zur Sünde; wohl aber ist das eine Sünde, und eine große: dieselbe durch Vorurtheile verhindern, durch Spott und Hohn hintertreiben, oder gar an sich selber über Tändeleien verabsäumen und aus falscher Scham vernachlässigen. Daß hier Niemand zugegen sei, der sich dieser Sünde schuldig gemacht hätte, beweist mir schon Ihre Gegenwart; wüßte ich dieß nicht von den Meisten aus Erfahrung. Darum wird es um so viel weniger nöthig sein, die „literarischen Abendunterhaltungen“ noch im Besondern zu rechtfertigen. Zwar ist es wahr: Literaturgeschichte, womit ich Sie, m. D. zu unterhalten versprochen habe, ist Vielen ein Fremdwort, das die Zunge kaum ohne Widerstreben und Anstoß aussprechen kann vor Ungewohntheit. Dieß ist oft selbst bei Solchen der Fall, welche viel lesen. Sie gleichen jenen Reichen, die das Brot zwar essen, aber nicht wissen, woher es kommt oder wie es bereitet wird. Ja häufig ist auch der Geschmack für eine gesunde Nahrung, wie die des Brotes, einer literarischen Naschsucht gewichen, welche das

Gemüth nicht weniger verdirbt, als der häufige Genuß von Zuckerwerk das Geblüt. Man will Alles beim Lesen: gähnen, schelten, am liebsten aber lachen oder weinen — nur nicht denken. Das haben sich viele Büchermacher gemerkt; sie haben sich an dem Geschmack der Lesewelt einen Leisten abgemessen und schlagen eifrig ihre Geschichten darüber. Ein solcher Leisten ist z. B. folgendes von einem noch lebenden Kritiker (Menzel) zu Therese Hubers Romanen mitgetheilte Summarium. „Eine ältliche Dame hat Langeweile auf ihrem Schloß. Da nimmt sie ein armes Mädchen und erzieht's. Dann verliebt sich der Sohn vom Hause in das junge Blut. Folgt Gekirre und Geseufz, — dann fährt die gestrenge Mama mit einem Donnerwetter darein. Der Herr Sohn ist heldenmüthig und macht Männchen — Frau Mama zieht den Hasen aber bei den Löffeln und lehrt ihn Mores. Eben will er wie weiland Werther enden; eben will sie in ein Kloster gehen —: kommt's heraus, daß die arme bürgerliche Kleine — ganz ungeheuer reich und ganz ungeheuer vornehm sei. Folgt Hochzeit, mit Jubel und Tanz, und das Buch ist aus.“ Ich zwar möchte mich hiemit an dem Schatten der schriftstellenden Dame nicht versündigt haben, denn ich habe mich immer so zu sagen gehütet, ihre Schriften zu lesen. Und ob ich gleich nunmehro gewissermaßen als Winkelprofessor in Ihrem Kreise figurire, muß ich doch ganz demüthig gestehen: ich habe vielleicht nicht den hundertsten Theil der neuen und neuesten Romane gelesen — nicht zu gedenken der Novellchen. Wer wird mir auch das zumuthen? Alle diese Dinge zu lesen, müßte jede Pore ein Auge sein; was, Gott sei Dank, nicht so ist. Zudem würde man sich auf diese Weise mitten in einen Strom werfen, der uns ertränkt, statt zu laben. Statt einer solchen Wasserpartie will ich Ihnen sagen,

was ich vorhabe. Ich begleite Sie bis zurück in jene dunkeln Felsenklüfte, wo dieser Strom entspringt. An ihrem Eingange stehen alte Eichen, die Namen Ulphilas, Otfrid Notker, Willeram, einst tief in ihre Stämme eingeschnitten, sind fast vernarbt. Schäumend stürzt die mächtige Quelle durch das wilde Gestein. Wir folgen; bald ist die Mühe lohnend. Das Rauschen legt sich, der Fluß schlägt seine blauen Augen auf, — nehmen Sie sich in Acht, meine Damen; er spielt mit Ihnen Verstecken durch romantisches Gebüsch; die Minnesänger sitzen an seinen kühlen Ufern im Schatten, den Mund voll Lieder und Liebesworte, und das Herz ist nicht immer dabei. Ich sehe es voraus, ohne schmerzliche Rückerinnerungen werden Sie schwerlich da vorbeikommen. So jugendlich sehen sie den Fluß nicht mehr. Bald schlägt man die schönsten Schattenbäume an seiner Seite um, den Ofen zu heizen und die Hühner zu braten mit seinem Holz. Der will davon einen Bach, sein Vieh zu tränken; jener dämmt ihn ein, seinen Acker zu schützen; ein Fischer angelt darin, seinen Hunger zu stillen; ein Schuster, Hans Sachs, hat sein Häuschen daran gebaut, sein Leder darin zu erweichen, klopft's auf einem Uferstein und singt ergötzlich dazu, — wir werden ihn im Vorbeigehen hören. Wozu nützt aber das Einzwängen und Dämmen? Je enger sein Bett, je schneller sein Lauf. Ueberdas fällt nun noch ein anderswo abgeleiteter Fluß darein, — sein Lauf wird reißend. Bald bricht er durch alle Dämme, und rüttelt er an alten Mauern, daß das Gestein zusammenfällt. Manches schöne Feld wird jedoch später überschwemmt mit Sand. Wohl denen, die sich dabei mit Gottinnigkeit an das Himmlische halten, wie ein Flemming, Paul Gerhard, Simon Dach, Scheffler. — Immer dauert unser Weg durch diese Verwüstung jedoch nicht.

Man wehrt an beiden Ufern, in Deutschland und der Schweiz, in Leipzig und in Zürich. Der Strom sammelt sich indeß unten im Thale ruhiger und fließt majestätisch fort. Jetzt bietet er viel Abwechslung. Alles können wir nicht sehn. Ich führe sie auf meinem papierenen Nachen mitten darauf, so genießen sie den Anblick beider Ufer zugleich. Ich lade Sie ein, einen oder den andern seiner Wasserfälle zu besuchen, oder einen mächtigen Uferfelsen zu betrachten, d'ran allerlei Kraut und Unkraut emporklettern will, ihn zu decken und sich in der Höhe zu zeigen. Am liebsten besuchen wir jene stillen Buchten, wo sich die Welt und was darauf ist spiegelt in der ruhigen Fluth, wo du hineinschaust, und im Bilde herausschaust zugleich; wo du hinabblickst bis in die tiefsten Tiefen, über dir der Himmel, unter dir der Himmel und du mitten darin, als wäre er eigens gemacht, Dich zu umfangen. Kennen Sie diese Orte einmal: Sie kehren gewiß öfters dahin zurück. Dort stehen auch Wasserlilien, von Libellen umsummt. Ich werde trachten, Ihnen die schönsten zu brechen — hoffentlich zum freundlichen Scheiden, wenn der kommende Frühling bald wieder s e i n e Blumen bringt, und Ihnen auch diese Allegorie deutlicher geworden ist.

II.

Der Strom, auf welchen ich in unsrer ersten Unterhaltung eine matte Aussicht eröffnete, hat nun seine Mündung erreicht; es zeigt sich an derselben der Hinblick auf das weite Meer des Künftigen und des Möglichen. — Wie oft ich, ein noch unerfahrner Steuermann, Sie auf dieser Reise auf Sandbänke und Untiefen führte, wie oft ich an Klippen stieß und mit meinem lecken Fahrzeug wässerig wurde, weiß ich nicht, will es auch nach gethanem Werke hier nicht weiter nachzählen, gewiß, daß es doch nicht immer geschah, und eben so überzeugt, daß dießmal der gute Wille fast die That und nicht vergeblich gewesen sei. Denn was mir als Hauptzweck von Anfang an vorschwebte, worauf ich an jenem ersten Abende keck hindeutete: die Anregung für geistige Beschäftigung, die Nährung höherer Bedürfnisse — wodurch von selbst alles Nichtige und Oede als solches erscheinen und der Verachtung anheim fallen muß: das ist mir auch gelungen — nicht durch mein Werk oder Verdienst, sondern durch aufmunternde Theilnahme, durch Nachsicht und Einsicht von Seite meiner geschätzten Hörerinnen. Das ist auch das einzige, aber zugleich größte Lob, welches ich nun schließlich aussprechen will. Denn in der That müßte ich fast sehr hochmüthig sein, nur von ferne zu denken, daß mehr meine Darstellung, als die Sache selbst Sie anzog; daß Sie also mehr mich — als sich selbst geehrt. Darum kommt es mir auch nicht in den Sinn, Ihnen, meine Damen, für die so erfreuliche Aufmerksamkeit zu danken, womit Sie meinen Vorträgen und Mittheilungen ununterbrochen folgten; dadurch würde ich den Werth

derselben gerade verkennen, würde etwas Ausgezeichnetes in das Gebiet der Convenienz, der Mode, des Alltäglichen daniederziehen und die schönste Ansicht der Sache verhüllen — und das will ich nicht thun! — Sie haben nicht bloß ein irgend welches Talent anerkennen, nicht bloß ein neues Beginnen fördern, nicht bloß einige Abende zur Abwechslung mit Büchern hinbringen wollen, obwohl darin mehr Rühmliches als Tadelnswerthes wäre; Sie wollten den eigenen Geist durch Streben nach Entwickelung ehren, und haben noch mehr als dieses gethan; Sie haben ein Vorurtheil gebrochen, das mit Unrecht auf Berns Frauen gefallen war: als besäßen dieselben für Literatur und schöne Kunst wenig Liebe, wenig Sinn; und abermal haben Sie ein Vorurtheil zerstören helfen: als zieme es dem weiblichen Geschlechte, wenn es seine Pflichten kennt und üben will, nicht, auf eine so bestimmte Weise sich zu unterrichten, fast wie die Männer thun. Der Baum der Erkenntniß, welcher verbotene Früchte trägt, wird noch immer für Damen von Cherubim mit blitzenden Schwertern bewacht; darum fürchten Sie nie: nach den Früchten, welche im Paradiesgarten wahrer Poesie wachsen, darf jede Eva greifen. — Ja, wenn ich meinen schönsten Wunsch für Sie aussprechen soll, so besteht er in dem Wenigen, daß in Ihnen Liebe zur Poesie erweckt und gemehrt sein möchte auch durch diese nun zu beschließenden Versuche. Wie ich aber während dieses Winters öfters Unnöthiges gesprochen haben mag: so begegnet mir vielleicht nun schließlich auch, indem ich diesen Wunsch umständlicher andeute. Liebe zur Poesie, wie ich sie verstanden wissen möchte, ist von einer gewissen Geschmäcklerei, die von jedem Gedichte kostet, von einer gewissen Kennermiene, die für jeden Dichter besondere Augenstellungen, Mundstellungen und Runzeln hat, von

jenem ästhetischen Theegeschwätz, wo man den literarischen Küchenzettel der Dame vom Hause kennt und seinen Appetit zu sprechen danach richtet, so verschieden, wie weiland der griechische Gott Apollo von einem amerikanischen Affen, oder eine Damenfigur im neuesten Modejournal von der heiligen Jungfrau. Diese Verkünstelungen alle blähen auf, führen auf Abwege und verschlimmern, während jene Liebe bessert. — Die Poesie will nicht nur unser witziges Wort, unsern Kopf, unsre gesellschaftlichen Talente und Einflüsse; sie will, wie Alles Schöne und Gute, wie die Gottheit selber, deren Gesandte sie ist — unser Herz. Die Poesie will nicht an einem modernen Putztischchen als Grazie Dienste thun — sie will herrschen, mit beglückendem Regiment, und die heilige Flamme der Gefühle liebend warten, wie die Hausfrau den heimischen Heerd. Die Poesie hat aber nur bei kindlich gesinnten freien und frommen Gemüthern ihren Thron aufgeschlagen; wer vor Reichthum an der oben bezeichneten Schöngeisterei fast springen will, geht so wenig zu ihr ein, als ein Kameel durch ein Nadelöhr. Darum ist auch die Liebe zur Poesie nie mit Verachtung gegen des Lebens Pflichten verbunden — sie versüßt dieselben; sie will nicht als Zweck unsres Daseins mit unsern Verhältnissen einen Vernichtungskampf kämpfen — sie will dieselben mit der Religion um die Wette verschönen; sie flößt uns keineswegs Mißvergnügen über unsre bürgerliche Stellung und den unglücklichen Wunsch ein, aus derselben herauszutreten, vielmehr versöhnt sie uns mit derselben, lägen wir je mit ihr in innerem Zwiespalt. — Die Liebe zur Poesie ist nicht ein griechischer Amor, der mit seinen Pfeilen verwundet; sie ist ein sanfter schöner Engel voll Mitgefühl, der die Wunden, welche das Leben dem Herzen schlägt, heilt — und wenn er sie nicht heilen kann, doch verbindet —

und wenn er sie nicht verbinden kann, doch tröstend tragen hilft. Denn obzwar diese Liebe den Kopf nicht hochtragen lehrt — das Herz und seine Gefühle hält sie immer oben, und läßt es nie vergehen in grenzenlosem Weh. Und warum sollte das arme Menschenherz dieser Stütze so gleichgültig entsagen in des Daseins Mühsal? Es weisen uns tausend Stimmen auf unser Elend, unsre Leiden hin, warum diejenigen Stimmen überhören, welche nicht nur trösten, sondern uns auch unser Glück verkündigen und sprechen: freuet euch, freuet euch? Was uns tröstet und aufheitert kömmt gewisser von Gott, als was uns trostlos und elend machen will; darum laßt uns ohne Mißtrauen der Poesie einen Platz in unserm Herzen einräumen; mit ihr kehrt ein guter Geist bei uns ein, und sieben Böse ziehen aus; mit ihrem Einzuge flieht mancherlei Krankheit von uns, und unsre Seele gesundet.

Ueberdas wüßte ich keinen nachdrücklichern Schutzredner der Dichtkunst bei Ihrem Herzen, als den eigenen Wunsch desselben, in ewiger Jugend zu blühen, welchen sie allein gewährt. Ich wüßte auch keine überredenderen Stimmen, als diejenigen Ihrer Mitbürger und Bekannten, die sich des ewigen Liederfrühlings zum Theil in greisen Jahren noch erfreuen. Darum mag mein Wort nun überflüssig werden neben ihrem Liede; und ist es mir für heute noch gelungen, Ihnen aus heimischen Wiesen- und Alpenblumen einen duftenden Strauß zu winden: so habe ich diese literarischen Abendunterhaltungen nicht unwürdig beschlossen.

Lebensbilder.

Ein Lektorium,

aus den Papieren bernischer Dichter gezogen.

Nachfolgende Gedichte wurden, zum Behufe dieser Zusammenstellung, meistens mit neuen Aufschriften versehen. Drei davon, nämlich I, 6. II, 2. III, 7. sind aus den Alpenrosen abgedruckt. Die eingeschobene Vorlesung tritt an die Stelle einer weggelassenen Erzählung.

I. Kindheit.

1.

Eintritt in die Welt.

Es ward des Daseins Gabe dir gegeben
Dir unbewußt, von deines Gottes Hand;
Und weinend tratest du ins Erdenleben,
Dem Wandrer gleich im unentdeckten Land.
Bald wirst du lächeln auf dem Mutterschooße,
Und Freude wird, im bunten Wechselspiel —
Auch Leid dir werden — je nachdem der Loose
Gemisch dir aus des Schicksals Urne fiel.

Prof. Hünerwadel.

2.

Die Weihe.

Horcht, unsres Domes hehre Glocken schallen;
Sie laden uns zum Tempel Gottes ein.
So laßt uns denn in jenen heil'gen Hallen
Dem Heiland froh das zarte Kindlein weih'n.
Es soll des Menschen erstes Erdenwallen
Nach seines ew'gen Vaters Tempel sein;
Als könnt' es frühe schon sein Herz empfinden,
Daß nur in Gott ein wahres Glück zu finden.

Leicht schlummernd liegt, gleich zartem Rosenkeime,
Das Kindlein noch an seiner Mutter Brust;
Der flücht'gen Jugend buntverworr'ne Träume,
Des Lebens Weh und schmerzlich süße Lust,
Sie trüben nicht die heitern Zauberträume,
Die ihm noch lächeln, still und unbewußt,
Denn Muttertreu und Vatersorge bieten
Die Hände sich, es liebend zu behüten.

Nun segnet es des Priesters hohe Weihe,
Dem Bund der Christen wird es beigezählt.
Und daß das Kindlein lieblicher gedeihe,
Hat sich ihm sanft ein Engel zugesellt.
Still wächst's empor in der Gespielen Reihe,
Und tritt so sorgenlos in diese Welt. —
O, liebe einst der Tugend hohe Freuden,
So kannst du sorgenlos auch wieder scheiden!

Meta Studer.

3.

Muttersinn.

[An das weiße Sinngrün.]

Sei freundlich mir gegrüßet,
Du holdes Blümelein.
Du blühst so wunderlieblich,
Du bist so zart und fein.
Wie schliefest du so lange,
Wie wart' ich dein so bange
Im stillen Kämmerlein.

In deinem langen Schlummer
Da pflegt' ich dein so treu.
Nun wachst du endlich wieder,
Blickst auf so frisch und neu.
Dich weckte, wie vom Tode,
Der holde Frühlingsbote,
Der segensvolle Mai.

Nun lächelst du so freundlich
Aus dunkler Blätter Grün.
Dein Silbersternchen blinket
In wundersüßem Blühn;
Hörst Nachtigallgeflöte,
Siehst helle Morgenröthe
An dir vorüberziehn.

Wie lieb' ich dich so innig,
Du zarter holder Stern.
Eh' du mir aufgegangen
War manche Freude fern!
Die Winterstürme schweigen
Seit du dich kamst zu zeigen:
Drum hab' ich dich so gern.

4.

Vaterfreude.

[Tugendsegen im Kindersegen.]

Noch ist der Himmel nicht verschlossen
Für den, dem er ein Kindlein giebt;
Denn wer ein Kind von Herzen liebt,
Dem hat von Gott sich Gnad' ergossen,
Die neu zu schöner Tugend übt.

Ach so der süßen Unschuld Walten,
Den arglos heitern Sinn zu sehn;
Am Paradies der Kindheit stehn,
Und traut im Arm den Engel halten:
Wie soll's nicht tief zur Seele gehn!

Den Liebling fleckenlos zu sparen
In angestammtem holdem Sein,
Hält Vater sich und Mutter rein,
Und kehrt zu jenen Friedensjahren
Mit Reu' und Wehmuth selber ein.

Prof. J. R. Wyß

5.

Frühe Leiden.

Was weint das kranke bleiche Kind
Mit schwer erstícktem Schmerz?
Die Mutter — nicht wie Mütter sind! —
Hat ihm betrübt das Herz.
„Und jammerst noch, und schweigest nicht —
„Soll dich die Ruthe fast“ — —
Der Mutter mit drohendem Angesicht
Ist längst ihr Kind zur Last.

Wein' du nur deine Thränen aus,
Wie groß auch ihre Zahl!
Es führt sie schnell in Gottes Haus
Der schönste Sonnenstrahl.
Dort wind't ein Kindlein sie zum Kranz,
Der Engel selbst entzückt,
Und bald mit wunderherrlichem Glanz
Als Perlenkron' dich schmückt.

Paul Schädelin.

6.

Kinderglück.

[Fragen an das Glück.]

Es fragt' ein feuriger Jüngling das Glück:
Warum bei Kindern so gern? —
Und Glück gab lächelnd den Spruch zurück:
Sie lassen mich walten, sie zwingen nichts,
Sie grüßen mich unschuldsvollen Gesichts;
D'rum bin ich bei Kindern so gern.

Es fragt ein denkender Mann das Glück:
Warum bei Kindern so gern? —
Und Glück gab warnend den Spruch zurück:
Sie lassen mich walten, sie künsteln nichts,
Sie grüßen mich unschuldsvollen Gesichts;
D'rum bin ich bei Kindern so gern.

Es fragt' ein mürrischer Greis das Glück:
Warum bei Kindern so gern? —
Und Glück gab strafend den Spruch zurück:
Sie lassen mich walten, sie kritteln nichts,
Sie grüßen mich unschuldsvollen Gesichts;
D'rum bin ich bei Kindern so gern.

O daß, wie Kinder, unschuldig wir
Fortzögen in's Leben hinein!
Und daß wir ohne des Jünglings Begier,
Und ohne des Mannes zu kühles Blut,
Und ohne des Greises unlustigen Muth,
Glück ließen willkommen uns sein!

Prof. J. R. Wyß.

II. Jugendleben.

1.

Glück der Unschuld.

[An einen Schmetterling.]

Was schwebst du mit leichtem Gemüthe,
So leicht wie der flüchtige Wind?
Was eilst du von Blüte zu Blüte,
Du glänzendes Schmetterlingskind?

Du fliehst im bunten Flügelkleid
So fern von jedem Gram und Leid,
Wiegst dich im süßen Duft der Rose,
Im Silberkelch der Lilie,
Und schwebst mit schmeichelndem Gekose
Vom Veilchen zur Akazie.

Was eilst du von Blüte zu Blüte,
Du reizendes Schmetterlingskind,
Mit wechselndem leichtem Gemüthe,
So schnell wie der flüchtige Wind?

Du badest dich im Morgenthau,
Im weichen Schmelz der Blumenau,
Du hebst die zarten seid'nen Flügel,
Du schwebst empor mit freiem Sinn,
Und schweifest über Thal und Hügel,
Und durch den blauen Aether hin.

Was schweifst du mit leichtem Gemüthe,
Du flüchtiges Schmetterlingskind,
So wechselnd von Blüte zu Blüte,
Wie loser, geflügelter Wind?

Wie glänzest du in bunter Tracht,
Geschmückt mit Iris Farbenpracht!
D'rum breitet freudig jede Blume
Dir ihre duft'gen Arme hin,
Es ist in Florens Heiligthume
Die holde Psyche Königin.

So eile von Blüte zu Blüte
Du freundliches Schmetterlingskind,
Bald wirst du in deinem Gemüthe
Empfinden, daß Leiden auch sind!

Meta Studer.

2.

Erwachen und Ahnen.

[Die Schmetterlinge.]

Staunend trat in Floras Garten
Amor ein zum erstenmal.
Jung noch war und unerfahren,
Kindlich er, zu Spiel und Scherzen,
Nicht zu Tücke noch geneigt.

Und er blickt auf all' die Blumen,
O! mit jauchzendem Entzücken;
Schön'res hat er nie gesehen,
Schön'res nicht im Traum erahnt.

Freundlich fing er an zu kosen
Mit den holdgeschmückten Blüten,
Freute sich des Farbenschmelzes,
Freute sich der Wunderformen,
Die so zart, so mannigfach.

Mutter Flora, deine Kinder —
Sprach er jetzt, — wie lieb ich sie!
Doch indem er dieß und jenes
Von den Blümlein mahnt zu Spielen,
Starren alle regungslos.
Und dieweil nach diesem, jenem,
Schnellen Fingers schon er haschet,
Bleibt ein jedes ohne Wanken
Ruhig stehn am alten Ort.

Da verdroß es bald den Kleinen,
Und er rief: wie todt sie sind!
Flora lächelte dem Rufe:
Soll denn, Kind! auch alles flattern,
Unbeständig, so wie du?
Doch damit dir's recht gefalle
Hier in meinen Lustgefilden,
Mag ich schon dir deinen Willen
Ein klein wenig thun; — wohlan!

Sprach's und winkt' — und tausend Blumen
Rissen plötzlich sich voll Leben,
Rasch als Fittig ihre Blätter
Aufwärts, niederwärts bewegend,
Ab vom Stengel in die Luft.

Also ward der Schmetterlinge
Bunt geflügelt leichtes Heer;
Und noch sind des alten Daseins
Und noch sind der Schwesterblumen
Eingedenk sie heitern Sinnes.

Amor jubelte der Schöpfung,
Flog hinein in das Gewimmel,
Hauchte süß den kleinen Wesen
Gluth und Lust des Liebens ein.

Immerdar nur Blüten küssend,
Und beglückt sich selber küssend
Freu'n sie hoch zumeist die Kinder,
Weil nach Amors Kindessinnen
Sie zuerst das Leben sah'n.

Prof. J. R. Wyß.

3.

Der Jüngling.

Flammend schlägst du, junges Herz,
Wildem Kampf entgegen,
Blanker Waffen leuchtend Erz
Starken Arms zu wägen,
Wilder Rosse Kampfeswuth
Freudig zu bezähmen,
Stolzen Feindes Uebermuth
Siegend zu beschämen.

Doch es kann dein kecker Muth
Nimmer Raum gewinnen;
Denn in stillem Frieden ruht
Jedes Kampf's Beginnen.
D'rum so übe deine Kraft
In dem höhern Werke:
Zähme deine Leidenschaft
Mit des Mannes Stärke.

Schön ist's wohl im Schlachtgewirr'
Als ein Held zu strahlen;
Schön're Freuden winken dir
In der Heimath Thalen;
Schöner ist's der edlen That
Samen auszustreuen;
Höher wird dich einst die Saat
Solchen Wirkens freuen!

Meta Studer.

4.

Die Jungfrau.

Veilchen auf der grünen Au
Steht so still und sinnig,
Zart umhaucht von Silberthau,
Duftet's süß und innig.

Sonne lächelt mild und hehr
Von des Aethers Bogen,
Spricht: „Mein Veilchen, wie so sehr
Bin ich dir gewogen!“

Demuth und Bescheidenheit
Schmückt dein holdes Blühen,
D'rum ist Jedes schnell bereit
Dich an's Herz zu ziehen.

Meta Studer.

5.

Blumen der Liebe.

a. Eignung.

[Weihe der himmlischen Liebe.]

Kupido, dir gehört er mit Recht
Der kleinen Myrthe lachender Strauch;
Feuriger Freundschaft gehören
Alle Blumen der Wiesen an.

Den Lorbeer wählt Apollo zum Kranz,
Den ernsten Oelbaum Pallas für sich:
Venus-Urania — dir, ach!
Trauerweiden laß mich dir weihn!

C. Wild.

b. Das Bild.

Ein Bild schwebt in der Ferne,
Auf blumenreicher Au;
Es strahlt im Glanz der Sterne
Mir zu aus dunkelm Blau.
Es schwebt so zart und sinnig
Vor meiner Phantasie,
Das Bild lieb' ich so innig,
Und — ach! erreich es nie.

Die müden Arme breiten
Sich nach dem Bilde hin;
Es strebt in ferne Weiten
Der wehmuthsvolle Sinn.
Der Blick, gehüllt in Thränen,
Verschmäht der Erde Lust;
Ein nie gestilltes Sehnen
Engt die bewegte Brust.

Es bebt in leisen Schlägen
Das ahnungsvolle Herz
Dem holden Bild entgegen,
Und folgt ihm himmelwärts.
Das Bild verläßt mich nimmer;
Es folgt im Sonnenstrahl,
Im blassen Mondenschimmer,
Mir durch Gebirg und Thal.

Es an mein Herz zu drücken
In herrlichem Verein,
Mit himmlischem Entzücken
Mein Leben ihm zu weihn,
Ist all mein süß Verlangen,
Ist meiner Wünsche Ziel;
Doch kann ich's nicht erlangen,
Es wär' des Glücks zu viel!

c. Träume.

[Der Liebende aus der Ferne.]

In Mariens Nähe
Ist so leicht mein Sinn!
Eh' ich mich's versehe
Flieh'n die Tage hin.
Friede bringt und Freude
Jeder Augenblick,
Und im Rosenkleide
Lächelt mir das Glück.

An Mariens Seite
Ist die Welt so schön!
Freud' an Freude reihte
Mir das Wiedersehn.
Hohe Liebeswonne
Füllt mein ganzes Sein,
Von der Morgensonne
Bis zum Abendschein.

Aus Mariens Blicken
Trink' ich reine Lust!
Himmlisches Entzücken
Bebt durch meine Brust.
Sie am treuen Herzen,
Spendend süßen Lohn,
Biet' ich allen Schmerzen,
Jedem Kummer Hohn.

Doch von ihr geschieden
Ist die Zeit so lang!
Dem entschwund'nen Frieden
Schlägt das Herz so bang.
In der Sehnsucht Weiten
Schweift der trübe Blick,
Träumt in schön're Zeiten
Liebend sich zurück.

O wann naht die Stunde,
Wo das Glück uns krönt?
Aus des Vaters Munde
Priestersegen tönt?
Wo, durch nichts geschieden,
Stäte Seligkeit,
Nie getrübten Frieden
Uns das Leben beut?

---

d. Böse Ahnung.

Was blinkt im Auge
So klar und blau,
Mein holdes Mägdlein,
Dir zarter Thau?
Wie tief im Kelche
Des Veilchens still
Ein Thränlein blinket,
Wenn's sterben will.

Hält nicht der Liebling
Dich fest und warm
An seinem Herzen,
Mit treuem Arm?
Beut nicht die Liebe
Dir zartes Glück?
Doch weilt so trübe
Dein banger Blick!

„Wohl beut die Liebe
Mir stilles Glück,
Doch blinkt in Thränen
Mein trüber Blick.
Schön blüht die Wange
Im Morgenroth — —
Was heute blühet
Ist morgen todt.“

„Das Ringlein golden,
Das er mir gab,
Es leuchtet freundlich
Mir — in das Grab.
Vom Leben scheiden —
Wie ist's so leicht! —
Doch Liebe meiden
Macht's Auge feucht.“

Und mußt du meiden
Das gold'ne Licht;
Es scheidet dennoch
Die Liebe nicht.
Und sinkst du stille
In's kühle Grab —
Der Liebling folget
Dir bald hinab.

Meta Studer.
Nach einem Volksliede.

e. Herzenswunden.

[Des Mädchens Klage.]

Ich stand auf hohen Bergen
Und schaut' ins tiefe Thal;
Ich sah ein Schifflein schwimmen
Wohl früh im Morgenstrahl.

Und in dem Schifflein saßen
Zwei Grafen wohlgemuth,
Sie schifften durch die Wellen
Der klaren stillen Fluth.

Der jüngste von den Grafen,
Ein Jüngling schlank und schön,
Winkt mir mit leisem Rufen
Zu ihm hinab zu gehn.

Doch winkt er wohl vergebens,
Er blickt umsonst hinauf;
Da sprang er aus dem Nachen
Und kam zu mir herauf.

Er sprach gar schöne Worte,
Er war so lieb und hold,
Wollt mir ein Ringlein schenken,
Von blankem, purem Gold.

„Was soll ich mit dem Ringelein thun?
Bin gar ein junges Blut!
Ein Herz voll Lieb' und Treue
Ist all mein Hab und Gut!“

Er streichelt mir die Wangen,
Er sprach mit süßem Laut:
„„Am Fingerlein sollst du's tragen
Als meine liebe Braut!““

„O nimm dies Gold zurücke
Du Jüngling lieb und traut!
Bin nur ein Kind der Alpen
Und keine Grafenbraut!“

Da rief sein strenger Vater —
Er ging mit nassem Blick;
Es trugen ihn die Wellen
Zum fernen Land zurück.

Mein Glück hat weggetragen
Der blaue Spiegelsee;
Seit ich ihn nicht mehr sehe
Ist's mir im Herz so weh.

—*

III. Männersinn und Männerthun.

1.

Geselligkeit.

Durch die Kehle fließt der Wein,
So das Jahr durchs Leben.
Schlürfet beides fröhlich ein,
Neues wird gegeben.
Mit der Reb' im jungen Jahr
Blühen neue Freuden;
Denn die bisher treu uns war
Jugend wird nicht scheiden.

Jugend bleibet immer treu
Dem, der Freude kennet,
Und von allem Joche frei
Einen Herrn nur nennet.
Jugend keimet schon im Gras
Draußen unterm Eise;
Jugend sprüht in jedem Glas
Hier in unserm Kreise.

Schöne Jugend blühet uns
Bald im Liebesgruße,
Höh'res Feu'r durchdringet uns
Dann im Flammenkusse!

Gier'ger trinken Blick' als Wein,
Augen, Statt der Kehle;
Herz wird trunken, und doch rein
Ewig jung die Seele.

D'rum sei ew'ger Jugend Bund
Heute froh beschworen!
Jedesmal an Tischesrund
Sei'n wir neugeboren.
Unsre Jugendliebe blüh'
Jedes Jahr uns wieder;
Jugend noch im Greise glüh',
Hört er Jugendlieder.

Schlürfend jede Lebenszeit
Als ob Wein es wäre
Seid zum letzten Glas bereit
Wie ich dieses leere. —
Nach dem Leben folgt der Tod,
Wie der Schlaf dem Becher;
Und im neuen Morgenroth
Glüh't der ew'ge Zecher.

2.

Freundschaft.

An der Mauer eines Friedhofs *)
Sitzen wir vertraut und fröhlich,
Scherzend von der Lust des Tages,
Redend von des Lebens Ernst.
Vor uns schlängelt sich hinunter
Breit und wohlgebahnt die Straße,
Die vom Lande nach der Stadt,
Von der Heimath in die Fremde
Ein- und ausführt, was sich treibend,
Rastlos wechselnd, unermüdet,
Um Gewinn und für Geschäfte,
Für Gesundheit, Lust und Liebe,
Durch die bunte Welt beweget.

Steiget auch des Weges Staub
Wirbelnd auf in uns're Augen;
Rasseln, knarren schwerbepackte
Wagen auch an uns're Ohren;
Klatscht die Peitsche bergantreibend,
Knirrscht der Radschuh niedergleitend —
So erfreut doch oft ein Ton auch
Der von Straß' und Feld daher klingt:
Froher Handwerksbursche Lieder,
Die am Montag sich geleiten,

*) Versammlungsort einer Männergesellschaft, für welche dieß Gedicht bestimmt war.

Oder schöner noch des Hirten
Abendjauchzen aus der Ferne; —
So ergötzt auch oft ein Bild,
Das am Weg vorüberwandelt:
Sei es eines wohlbekannten
Eil'ger Schritt, sei's eines Fremden,
Der gemächlich sich im Wagen
Schleppen läßt, erwachte Neugier;
Sei's ein Spiel von muntern Knaben,
Oder — was am meisten freuet —
Eines hübschen Mädchens Anblick,
Das sich wendend unterm Hütchen
Lächelnd zu den Spähern aufschaut.

Weiter vor uns, aarumarmet,
Liegt die stolze, festgebaute,
Würdigalte, wohlregierte,
Vielgeprief'ne Vaterstadt.
Seht! zu unsern Füßen liegt sie,
Daß wir in die Straßen schauen,
Fast die Häuser zählen können;
Daß der Rauch uns der Camine,
— Wie zu Göttern von Altären
Opferrauch — verehrend aufsteigt.
Sagt! wie viel ward um die Thore
Schon gestritten? — Ach! und drinnen! —
Sagt wie viel ward dort im Rathhaus
Weises, Thörichtes berathen,
Großes ausgeführt und Kleines?
Ja, was wirklich wundervoll ist —
Großes ausgeführt von Kleinen,
Kleines ausgedacht von Großen,

Thörichtes gethan von Weisen,
Und oft Kluges von den Thoren! —

Freunde! wahrlich vor uns lieget
Stoff zu mancherlei Betrachtung,
Reicher Stoff! D'rum lachen oft wir
Auch so herzlich, streiten oft uns
So gewaltig, und zuweilen
Dünken wir uns hocherhaben
Ueber dieses Lebens Treiben,
Rennen, Fahren, Tragen, Schleppen,
Ueber jedes Stadtgetümmel;
Richten Thoren, richten Kluge
Mit vereinter Weisheit Scepter.

Wenn wir aber aufgestanden
Von dem ländlich frohen Mahle,
Wenden wir uns um die Mauer
Dieses Friedhofs dort nach Osten:
Wo der Alpen hehre Gipfel
In der Sonne Strahlen glühen;
Fühlen unser Herz gehoben
Höher, als der Rauch der Städte
Steiget, höher als der Straße
Lautes Treiben je gehört wird:
In das Reich des ewig Schönen.
Wenn die Gipfel dann erblassen
Wenn der Mond, die Sterne leuchten,
Wenn die Abendlüfte säuseln
Gehen wir, am Arm des Freundes,
Jeder ruhig in sein Haus.

Freunde! welch ein Bild des Lebens! —
Möchten an des Friedhofs Mauer,
Der, was lebet und auch uns
Einst versammeln wird, am Abend
Unsers Lebens noch vereinigt,
Wir uns freu'n der durchgebahnten
Und zurückgelegten Straße,
Wir uns freu'n der Lebensbilder,
Die an uns vorbeigewandelt,
Wir uns freu'n der festgebauten
Reich begabten Vaterstadt!
Möchten, wenn vom Lebensmahle
Satt wir aufstehn, uns im Osten
Gottes ew'ge Berge winken,
Himmelssterne freundlich strahlen,
Und durch uns'rer Gräber Schatten
Auferstehungslüfte säuseln.

C. Baggesen.

3.

Erholung.

[Die vierzehnte der über Literatur gehaltenen Vorlesungen.]

Der Ausdruck, „Zeitalter der klassischen Literatur" wird von Heinsius auf die ganze nun noch zu durchlaufende Zeit angewendet, und der lange Zeitraum von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an bis jetzt als einzige und letzte Periode behandelt. Diese Periode steht, wenn wir auf die Jahre sehen, in ziemlichem Verhältnisse zu den frühern Zeitabschnitten; sehen wir auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit ihrer Geisteserzeugnisse: so findet zwischen dieser und irgend einer der vorherigen Perioden so wenig ein Verhältniß statt, daß vielmehr dieser letzte Abschnitt reichhaltiger ist, als alle sechs frühern Perioden zusammen. Wenn man bedenkt, daß in diesem Zeitalter der literarische Verkehr allmälig so zugenommen hat, daß nach einem mäßigen Ueberschlage alljährlich zehn Millionen Bände gedruckt werden, so wird man dieß nicht in Abrede stellen können. Der erste Grund dieser unermeßlichen Menge von Geistes- und Federerzeugnissen ist allerdings die Erfindung der Buchdruckerkunst; es ist aber lange nicht der einzige, noch weniger der wichtigste. Die Franzosen und Engländer drucken auch, und zwar schöner als die Deutschen; sie haben aber nie mit einer solchen papierenen Sündfluth das Land bedeckt, wie diese. Man kann diese Schreiblust auch keineswegs etwa auf Rechnung einer überwiegenden Bildung schreiben, welchen Antheil auch

dieselbe daran haben mag; vielmehr würde ich den Hauptgrund dieser Schreib- und Bücherseligkeit in der Erziehungsweise suchen, welche besonders bei den sogenannten gelehrten Ständen angewendet wird. — Man lehrt den deutschen Knaben, kaum daß er seine Augen aufgeschlagen hat, dieselben auch auf ein gedrucktes Alphabet richten, und wird er ein Gelehrter, muß er sich auch gewöhnen in das Buch zu sehen, bis es ihm der Tod vor der Nase zuschlägt. — Wie gerne schaute der Schüler einen Baum und den Vogel darauf; — er soll aber auf das große A sehen, und die Ecken daran — auf das J, und den Punkt darauf. Sträubt sich auch die Natur des Kindes noch so sehr gegen diese Verkehrtheit, so erbarmt sich Niemand sein, denn das Alphabet und die Buchstäbirstube sind der Götze, dem schon manches Kindes Geistesfreudigkeit aufgeopfert worden ist, wo schon manches Talent mehr oder minder verdummte. Die Natur ließ das Kind sehen eh' es spricht; die Unnatur lehrt es lesen eh' es weiß wozu, eh' es richtig sehen oder verstehen kann. Es ist ein wahres Unglück, daß wir uns, wie Menzel sagt, einen Schüler gar nicht vorstellen können, ohne ein Buch. — Warum sollte nicht der Garten, das väterliche Haus das erste Namenbuch sein? Es ist wohl zu merken, daß das Schreiben, Drucken und Lesen eigentlich etwas höchst Gekünsteltes ist, was schon um des Mechanismus willen, welcher dabei überall in hohem Grade vorherrscht, gesagt werden kann. Wir sehen einem Schreibenden mit einer Unbefangenheit zu, als gehörte das zum Leben, wie das Athemholen; ein Wilder dagegen, welcher die Zurüstung und das ernsthafte Herumreißen der Feder betrachtet, denkt, der Schreiber sei ein Narr, und das Lesen könne vollends nicht ohne Zuthun des Bösen geschehen. Nun ist aber, wie Jean

Paul einst bemerkte, jedes Kind ein Wilder, und wenn auch dasselbe die Buchstaben nicht wie jener für besessen hält, so kann es doch schlechterdings Nichts darin finden, und ihm ekelt um so mehr davor, je frischer seine Wißbegierde erwacht ist. Der Name einer Blume, die das Kind sieht, riecht, anfühlt, bereichert seine Vorstellungen, das richtig geleitete Sprechen desselben übt sein schönstes Vermögen und bringt seiner Bildung Gewinn — aber man lehrt das arme Wesen verstummen, und gibt ihm den Namen eines kleinen an sich nichtigen Zeichens. Steigen wir in das spätere Alter hinauf, so wird das Bücherunwesen noch auffallender. Denn abgesehen davon, daß es einen sehr bildenden Unterricht geben kann, und auch bei dem so hochgebildeten Griechenvolk gegeben hat, wobei so zu sagen an kein Buch gedacht wurde: so wird die Jugend offenbar so lange geknetet und façonnirt, bis sie sich einbildet, das größte Geschenk des Himmels seien Bücher; und es ist wirklich zu verwundern, daß wir uns die heiligen Engel nicht vorstellen mit Büchern in Goldschnitt und Franzband in den Händen, anstatt mit Flügeln an den Schultern; oder den Himmel uns nicht denken als eine ungeheure Bibliothek. Denn da lernen die zu einem wissenschaftlichen Berufe bestimmten Schüler alles Schöne, Göttliche, Liebenswürdige, Tugendhafte, kurz jede Vollkommenheit in Büchern finden und an Büchern auch verehren. Eben so wird hinwiederum alles Häßliche, Gemeine, Fehlerhafte, Irrige, jede Untugend und Unvollkommenheit in alten und neuen Büchern nachgewiesen, daß man wohl sagen kann, man achte in gelehrten Schulen mehr auf das Schulbuch als auf den Schüler selbst. Dieser Ueberschätzung des todten Buches und Geringschätzung des lebendigen Menschen ist es nun auch zuzuschreiben, daß die Bücher für Schulen immer mehr

verbessert werden, dafür aber die Lernenden sich nicht selten immer mehr verschlimmern. Man kann ohne Uebertreibung sagen: ein gutes Buch wird zu unsern Zeiten höher geachtet, als ein weiser tugendhafter Mensch, und sein Inhalt eifriger befolgt, als des letztern Beispiel. Die Worte: „ich „ziehe ein gutes Buch einem guten Freunde vor,“ hätte man zu den Zeiten des Griechen Platon für Worte eines Thoren gehalten, jetzt sind dieselben in einer vielverbreiteten Schulgrammatik *) der Jugend als Aufgabe zum Uebersetzen dargeboten, als ein Zeichen der Zeit. Die Gelehrten selber werden nicht nach ihren Worten, nach ihrem gebildeten Geiste beurtheilt und um ihrer Lehrgabe willen auf die Katheder gehoben; die Bücher, welche sie schreiben, sind die einzigen Stufen dazu; und je zahlreicher die Bände, desto höher auch die Treppe, welche die öffentliche Meinung daraus bildet, und auf deren oberste Stufe sie den Verfasser stellt. — Daher viele berühmte Männer als akademische Lehrer gefunden werden sollen, welche eigentlich gemacht und bestellt scheinen, den Studirenden das Lernen zu erleiden, oder die jedenfalls nichts bilden können aus ihren Schülern, als Büchermenschen. Will man je noch einen wohlberedten Mann loben, so ist wiederum die größte Lobrede in den charakteristischen Worten enthalten: er spricht wie ein Buch. — Wie sollte nun unter solchen Umständen und bei solcher Erziehung nicht jeder Gelehrte lieber ein Buch werden wollen, als ein Mensch? — Er sieht es an seinen glorreichsten Vorbildern — sie werden als Bücher geachtet und gepriesen — als Menschen nicht selten ausgelacht und parodirt, ja verachtet. — Zudem hat sein ganzer

---

*) Von Mozin.

Bildungsgang sich von Kind auf so gestaltet, daß es fast ein Wunder ist, wenn er nicht glaubt, bloß dazu viele Bücher gelesen zu haben, um wieder Bücher zu schreiben. Auf diese Weise geht nun, gar nicht etwa unter den unbedeutendsten Schriftstellern, eine gewisse Masse von Inhalt von Hand zu Hand, wird bald so, bald so dargestellt, erweitert, gereinigt oder auch verunreinigt, jedenfalls einem gewissen aus Zeit- und Ortsverhältnissen hervorgehenden Bedürfnisse angepaßt, und wie die Speise, in tausend Formen und Verbindungen tausenderlei Menschen, vom Säuglinge bis zum Mann an Geist, jedem mundgerecht gemacht. Die Lehre von der Seelenwanderung ist somit das Evangelium der Schriftsteller, und, wenn von Bücherseelen die Rede ist, auch vollkommen wahr. Freilich fährt dabei der Geschmack und Geist, welcher dem Volk und der Sprache angehört, bisweilen auch in die Thiere, in Schweine, wie übrigens jene alte Lehre besagt, und viele leichtfertigen Büchlein, z. B. die Claurenschen, beweisen.

Durch diese Betrachtung gewinne ich, bei der unabsehbaren Menge von literarischen und belletristischen Erscheinungen dieser sogenannten siebenten und letzten Periode wenigstens einigen Muth, und das ist viel. Zwar ist für die Charakteristik einzelner Dichter dieses Zeitraums auf dem Gebiet der Literaturgeschichte Manches geschehen — aber für eine einfache klare Auffassung des Ganzen, für die Nachweisung der verschiedenen Phasen, welche die Literatur in neuer und neuester Zeit durchlief, wurde, meines Wissens, schon um deßwillen wenig erreicht, weil alles, wie bei Heinsius, so zu reden in einen Korb geworfen wurde, aus dem man nachher je das Glänzendste herausgriff und einzeln betrachtete. Da ich mir nun naiver Weise vorgenommen

habe, es besser zu machen, als der erwähnte Verfasser, so kömmt es mir wohl zu Statten, wenn ich aus dem vorigen wirklich einige Ermunterung schöpfen kann.

Es geht nämlich aus den gegebenen Andeutungen hervor, daß Trotz der großen Büchermasse die Masse des Bücherinhalts darum nicht so überschwenglich sei. — Die Vielschreiberei in Deutschland ist nicht unzweckmäßig der Emsigkeit des Diogenes zu vergleichen. Der sogeheißene Philosoph wälzte bei eingetretener Gefahr seine Tonne hin und her; aber die Streitkräfte seiner Leute waren so wenig vergrößert dadurch — als die Geisteskräfte durch emsiges Schreiben unter uns. — Heut zu Tage würde jener Spötter wahrscheinlich sich an eine Druckerpresse stellen, eifrig den Preßbengel hin und her bewegen, und den Fragenden antworten: ich mache Intelligenz, Witz und Geschmack und arbeite an der Aufklärung des Volkes. — Es ist dabei nicht von denjenigen Wissenschaften die Rede, welche sich auf Erfahrung gründen, und allerdings mit jedem Tage so zu sagen weiter gebracht werden und immer neuen Zuwachs erhalten. Ja ich will meine Behauptung, dem vorliegenden Zwecke gemäß, noch mehr einschränken und hauptsächlich auf die Erzeugnisse der Poesie anwenden, dann aber ohne Scheu sagen: dem Menschengeiste ist hienieden ein Ziel gesetzt, welches er, so weit die Geschichte reicht, nie überschritten hat, noch je überschreiten kann. Das Schönste, was die neueste Zeit hervorbrachte, ist an Tiefe, Gehalt und Eigenthümlichkeit dem gleich, was andere Zeiten unter ähnlichen Umständen hervorbrachten und uns hinterließen. Niemand setzt Göthe über Shakespeare, oder über den alten Homer, wenn blos die hervorbringende freie Geistesthätigkeit berücksichtigt wird; doch fehlte es während dieser langen Zeit nicht

an Millionen eifrigen Versuchen, das noch Unerreichte zu erringen, und die Sterne herniederzuziehen, zu denen wir einzig hinaufzuschauen bestimmt sind. — Es ist zwar gewiß: die bisher geäußerte Ansicht paßt zu der Vergötterung nicht, mit welcher gefeierte Männer, ein A. W. Schlegel, ein Franz Horn, und neuerlich erst ein G. Weber, einzelne der genannten Dichter verherrlichen zu müssen glaubten. Sie hatten nach dieser Ansicht Seelen wie wir und waren von unserem Gebein; nur ein glückliches Zusammenstimmen aller nöthigen innern uns unbekannten Umstände ertheilte jenen die mögliche Vollkommenheit, welche entgegengesetzte Umstände Millionen andern Menschen entziehen, und eben so halfen sie Lebens- und Zeitverhältnisse auf die Stufe heben, welche wir als die höchste in diesem Gebiete anzuerkennen genöthigt sind. — Daß bei solcher Ansicht die Vergötterung wegfällt, wird kein Besonnener bedauern; ja daß selbst die Bewunderung, sofern man darunter nicht eine condensirte Liebe versteht, aufhören muß, ist sogar heilsam. Hätte der Schöpfer einzelnen sogenannten Genien und Heroen eine andere Seele, einen anderen Geist gegeben, als mir; so kann ich sie unmöglich als Wesen meiner Art ansehen und, wie mir seine Religion befiehlt, als meine Brüder lieben; oder bin ich selbst der Bevorrechteten einer, wie soll ich mich zu den in ihrem eigentlichsten Wesen tief herabgesetzten Menschen bekennen, als wären wir sämmtlich unsres Gleichen? Kein Mensch spricht zum Affen: du bist mein Bruder — obwohl von einem Göthe bis zu einem Kretin wohl ein viel größerer Schritt ist, als von diesem zu jenem Thier. Der Schöpfer hätte nach der hier bestrittenen Ansicht durch ungleiche Schöpfungen den Grund gelegt unter uns zu gegenseitigen Haß, mindestens zu Trennung und Entfernung derjenigen Wesen, welche ihren Bedürfnissen

und seiner Lehre gemäß gegenseitige Liebe vereinigen soll, was ungereimt ist, zu denken. Darum laßt uns immerhin im angegebenen Sinne eine Gleichheit der Menschenseelen mit Zuversicht glauben; fällt auch der Einzelne aus dem vergötternden Gewölk herab — die Gesammtheit unseres Geschlechts gewinnt dabei; ein jeder lernt in der hienieden ausgebildeten Menschenseele des Denkers und Dichters seine eigene Seele hochachten, welche, der nämlichen Ausbildung fähig, vielleicht anderswo den weit überholt, welcher jetzt verklärt auf der sonnigen Höhe des Geistes einhergeht. Mag immerhin die Bewunderung für Einzelne schwinden, wenn dadurch die Liebe zu Allen sich mehrt und dem Unmuth wie dem Uebermuth eine Stütze weggenommen wird. Es steht dem Menschen, in jeder Weise besehen, gar so wenig zu, sich bewundern zu lassen, und wohnt wahre Humanität in ihm, wird er gerne als ein Bruder geliebt sein, statt als ein Halbgott bewundert und angestaunt.

Auf diese Weise nun wäre der anscheinend unendliche Stoff von zwei Seiten, durch die Erfahrung und Reflexion, beschränkt und vereinfacht. Es gibt fast zahllose Bücher — aber sie setzen immer, so zu sagen, dieselbe Masse von Inhalt in Kurs; und mancherlei Geister entwickeln ihre Thätigkeit und Kraft in Schriften; aber der Menschengeist ist immer in gewisse Grenzen gebannt. So liegen nun die literarischen Erzeugnisse unserer Zeit zwar nicht mehr so bunt durcheinander vor uns; sie sind vereint, aber nur so, wie etwa ein ordentlich aufgewundener Knäuel es ist. — Das zweite Geschäft enthält nun die Aufgabe in sich — diesen Knäuel regelmäßig ohne Verwirrung abzuwickeln, und in das Gewebe unsrer Literaturgeschichte mit Besonnenheit zu verwenden.

Einheit des Inhalts und Gleichheit aller Seelen in der Möglichkeit ist verschieden von Einerleiheit und Gleichheit

in der Wirklichkeit. Die genannten innern und äußern Lebensverhältnisse, welche den Einen auf die höchste Stufe heben, einen Andern daniederhalten, können auch einzelnen Seelenkräften vortheilhaft, andern nachtheilig sein; daher die Verschiedenheit des Talents, das oft so sichtlich, z. B. durch Körperbau, Organ u. s. w. bedingt ist. Daher unter Dichtern auch die große Verschiedenheit des Grundtons ihrer sämmtlichen Werke. — Man hat geglaubt, Geßners Idyllen aus dem Sihlwalde herauslesen — Claudius treuherzige Lieder von seinem häuslichen Leben abschreiben zu können und die eine Zeitlang von hochbenamten Dichtern beliebten Mondscheinlieder in jedem Bache zu sehn, und man hatte der Hauptsache nach nicht Unrecht daran.

Aber wenn schon die todte Natur die Entwickelung des Geistes bedingt und seinen Erzeugnissen ihre Farbe eindrückt, ihre Seele einhauchen kann — wie viel mehr muß dieß in Bezug auf die belebte Natur — in Bezug auf das Leben der Fall sein? Jeder Zeitraum hat die Masse des Menschengeistes in sein Modell gedrückt; die Schriftsteller sind in der Regel nur die Gehülfen, welche jenen Geist hervorziehen und in der ihm eingedrückten Form den Leuten bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, je nach ihren Talenten. So wird der gemeinsame Menschengeist in Verbindung mit der zeitlichen Form zum Zeitgeist im edlern Sinne des Wortes. Woher der erste Impuls zu immer neuen Gestaltungen dieses Geistes komme, ist ein Geheimniß, wenigstens mir, dafern ich nicht an die Vorsehung appelliren darf. Daß auch tellurische Einflüsse dabei thätig seien, ist wahrscheinlicher als man gewöhnlich denkt. Wenn man ja beobachtet hat, daß Fröhlichkeit und Niedergeschlagenheit eines Affen von der Fröhlichkeit und Niedergeschlagenheit des Bären oder Kameels abhängig sei, auf dessen Rücken

jener sein Leben zubringt: so scheint mir — mit Erlaubniß gesagt — ein ähnlicher Einfluß von Seite des Erdballs, auf dessen Rücken wir uns herumtreiben und an dessen Leben wir so vielseitig gebunden sind, zum mindesten sehr gedenkbar. Haben ja doch auch klimatische Einflüsse, wie schon anfangs berührt wurde (zweite Vorlesung), unbestritten die Sprache gestalten helfen, so, daß z. B. nördliche Völker, der Kälte wegen, mit fast geschlossenen Lippen sprechen, südliche mit frei geöffnetem Munde. Irre ich nicht, so geben die Dänen und die Italiäner hiezu ein Beispiel. Auch ist hiebei nicht unbemerkt zu lassen, daß bedeutende Umgestaltungen in den Ansichten und dem Geiste der Zeit fast immer mit außerordentlichen Naturereignissen gleichzeitig eintrafen, wie unsre Zeit ein auffallendes Beispiel gibt. Freilich kommt der nächste Anstoß zu einem neuen Tone immer von Menschen her. Diese sind gleichsam die Zündruthe, wodurch jene unterirdischen geheimen Flammen auf die Oberwelt gebracht werden, oder, im Gebiete der Literatur, die Berggipfel, welche die aufgehende Sonne zuerst bescheint. — Wer nun den Zusammenhang von Natur- und Menschenleben mit der Literatur nachweisen und so den Zeitgeist bezeichnen könnte; wer ferner jenen der Literatur — der cursirenden Masse des Menschengeistes — von der Zeit eingedrückten Charakter ausforschen und namhaft machen könnte; wer endlich jene Menschen, welche, wie die Magnetnadel für einen fern her kommenden Eindruck empfänglich, zuerst die Richtung angaben und an der Spitze der Bewegung standen, bezeichnen, und als solche aus ihren Werken legitimiren könnte — der hätte, dünkt mich, eine gute Literaturgeschichte vorgetragen. Das erste ist mir zu schwer; das zweite will ich versuchen, und das dritte ist leicht.

4.

Häusliches Leben.

[Der ganze Mensch.]

Einzeln Weib — ein Viertel-Mensch;
Einzeln Mann — ein halber Mensch;
Weib und Mann — Dreiviertel-Mensch;
Mann, Weib, Kind — ein ganzer Mensch.

Prof. J. R. Wyß.

5.

Rückblick und Aussicht.

[Der Zeitstrom;]

eine dichterische Meditation am Ende des Jahres 1799.

Zum Sprung' in einen neuen Cyclus *) bäumen
Die Rosse sich an Helios **) Gespann.
Achzehntes Säculum, an deinem Grenzstein schäumen
Und schlagen sich des Zeitstroms Fluthen an.

Vom Zeitenstrom soll meine Lyra singen,
Wie Well' auf Welle rasch vorüberflieht.
Eh' die Gewässer noch des Sängers Staub verschlingen,
Tön' in ihr Rauschen dumpf sein ernstes Lied.
Es zeiget die Geschichte seinem Blicke
Die grauen Fernen der enteilten Zeit;
Im Strome zeigt sie ihm gestürzter Felsen Stücke,
Die grausen Zeichen der Vergänglichkeit.
Sie predigt: schau, auch Riesenwerke sanken
Hinunter in der Tiefe schwarzen Schooß!
Was kühn die Hand erschuf, was kühner die Gedanken —
Nichts mag bestehen vor dem Wellenstoß.

---

*) Hier: ein Jahrhundert.

**) Der Gott, welcher den Sonnenwagen lenkt; die Sonne.

Auch sie, der Bildner göttliche Ideen
In seelenvollem Marmor ausgedrückt,
Sie, unsres Genius erhabenste Trophäen —
Im Strome liegen sie zerstückt.

Er war in unsre Aera *) eingedrungen
Der Strom, und seine starkbewegte Fluth
Sie deckte Zions Höh'n, der Tempel ward verschlungen,
Und es erlosch des Altars heil'ge Glut.
Ein schön'rer Tempel hebt empor des kühnen,
Des schön gewölbten Domes Herrlichkeit.
Ihn aufzubauen war ein Gottessohn erschienen,
Ein Ewiger, getragen von der Zeit.
Bald färbt sein Söhnungsblut des Stromes Welle,
Und Unheil droht der finstern Mächte Bund.
Es sterben Märtyrer; es tobt die ganze Hölle:
Doch steht der Tempel fest auf Felsengrund.
So fest stand nicht, umringet von Trophäen,
Dein Tempel, Jupiter Saturnius!
Ihn stützeten umsonst Tarpejus Felsenhöhen **);
Er fiel — dieß war des stärkern Gottes Schluß.

Nun heult ein Sturm aus Osten und aus Norden,
Die Woge steigt und überschwemmt das Land
Mit tausendfachem Schwarm von kriegerischen Horden;
Es blitzt das Schwert in des Verwüsters Hand
Es zeichnen Asiens verdrängte Würger

---

*) Hier: die Zeitrechnung der Christen.

**) Auf dem Tarpejischen Felsenhügel stand das Capitol und der Tempel Jupiters.

Mit Blut und Schutt und Flammen ihre Bahn,
Und von Vandalen nimmt der tiefgesunk'ne Bürger
Des stolzen Roms — Gesetze an.
Die Staaten und die alten Formen schwanden
Dahin; ein neues kräftiges Geschlecht
Taucht' aus dem Flusse auf; erstaunte Völker fanden
Den bessern Gott, — mit ihm Gesetz und Recht.
Bald raget unter neu entstand'nen Reichen
Ein Thron empor, umstrahlt von Götterlicht.
Gebaut auf heil'gen Wahn trotzt er des Kriegers Streichen;
Dem Wellenstoß der Zeiten trotzt er nicht.

Dumpf rauscht die Woge durch die Finsternisse
Des Mittelalters; — folg' ihr nicht, mein Lied!
Daß unbesungen sie in Nacht vorüberfließe,
Bis scheu die Nacht vor Eos *) Blicke flieht.

Sie flieht! und zu der Völker Heil und Wonne
Geht auf — der alten Wahrheit neues Licht.
Die Tempel steh'n erhellt. Sieh' wie die Morgensonne
Den Purpurstrahl im Glanz der Welle bricht!

Bald sammeln Wolken sich, den Tag zu trüben,
An dessen Licht die Kirche sich erfreut.
Die fromme Bitterkeit, sie streitet, statt zu lieben.
Durch Blutgefilde fließt der Strom der Zeit.
Es blitzt das Schwert, und unter seinen Streichen
Wird drei Dekaden lang die Welt gequält **).

---

*) Die Morgenröthe; hier: die beginnende Reformation.

**) Die drei Jahrzehnte des dreißigjährigen Krieges.

Es mischt die rothe Fluth auf hochgethürmten Leichen
Mit Thränen sich, von Gott allein gezählt.

Der Friedensengel schwebt nunmehr auf sanften Schwingen
Hernieder, und die Kriegsdrommete schweigt.
Hört, wie ihr Jubellied entzückte Völker singen,
Wie lautes Dankgebet zum Himmel steigt.

Schon sehen wir des Stromes Lauf der Schwelle
Des bald zurückgelegten Aeons *) nah'n.
Mit reißender Gewalt treibt er die flieh'nde Welle
Zur starkbewegten Gegenwart hinan.
Sie wälzt sich über Schutt und grause Trümmer,
Und über blutgedüngte Felder hin.
Es spiegelt sich im Strom der Flamme rother Schimmer,
Von welcher die zerstörten Städte glüh'n.
Dann bebt die Erde und die Völker zittern.
Es kämpfet ungeheure Riesenkraft;
Bis nach der Siebenzahl von schrecklichen Gewittern **)
Der Gott des Friedens neue Ruhe schafft.

Dann schlängelt sich der Strom im Sonnenscheine
Sanft zwischen Blumen, und der Ueberfluß
Beschenkt aus goldnen Horn die Fluren und die Haine,
Und alles schwelgt im üppigen Genuß.
Im Flusse spielen lockende Sirenen,
Am Ufer kreist der lieblich frohe Tanz

---

*) Aeon, ein langer unbestimmter Zeitraum; — hier: ein Jahrhundert.

**) Nach dem 7jährigen Kriege.

Der Huldgöttinnen und der freundlichen Camönen *),
Der jungen Freude mit dem Blumenkranz.

Auf einmal schwärzt die Wolke sich im Westen;
Seht wie die Welle hoch gen Himmel spritzt,
Wie in der weichlichen Lutetia **) Palästen
Ein Strahl den Königsthron danieder blitzt!
Von Mord und Brand erglüht des Stromes Welle;
Sie wandelt sich in rothe Lavafluth.
So wüthend lodert' einst in des Skamanders Quelle ***)
Des zürnenden Hephästos ****) Glut.
Wer mag die Gräuel Galliens enthüllen?
Es raucht das fremde und das Bürgerblut;
Es zwingt der kräft'ge Mann mit felsenhartem Willen †)
Durch starken Damm der Zeiten trübe Fluth.
Und Albion ††) erhebt den dreigezackten,
Den mächt'gen Scepter, der die Meere zwingt,
Indeß vom Wolgastrom bis zu den Katarakten †††)
Die Zwietracht furchtbar ihre Fackel schwingt.

Und sieh'! nun stehn wir da, umringt von Sorgen,
Vom Strom an deine Pforten hingeführt;

*) Die Musen.

**) Paris.

***) Nach einer bekannten Dichtung Homers zündete Vulkan den Fluß Skamander, welcher den Achill hatte verschlingen wollen, mit unauslöschlichem Feuer an.

****) Griechischer Name Vulkans.

†) Napoleon.

††) England.

†††) Die großen Wasserfälle des Nils in Ober-Aegypten.

Wer sagt, Jahrhundert, uns, ob auch dein düst'rer Morgen
Sich bald in hellern Tag verwandeln wird?
Was wirst du zum Geschenk den Völkern bringen,
Was liegt in deiner Urne für ein Loos?
Wirst du den Friedenszweig, wirst du die Geisel schwingen?
Birgt Segen oder bittern Fluch dein Schooß?
Bringst du uns bess're Sitten, alte Treue,
Verehrung Gottes, Wahrheit, Recht und Licht?
Daß sich der fromme Greis des Daseins wieder freue,
Eh' seines Lebens mürber Faden bricht.
Wirst du dem Ziel die Menschheit näher bringen
Auf ihrem Weg' von Finsterniß zum Licht?
Durch äußeres Gesetz zum Recht die Völker zwingen?
Durch inneres das freie Herz zur Pflicht?
Du schweigst? — dumpf tönt aus deiner öden Stille
Die Frage leer dem Fragenden zurück.
Ich seh' nur Gegenwart, und undurchdrung'ne Hülle
Deckt mir der Zukunft werdendes Geschick.

D'rum rede du, o Göttin der Ideen,
An deren Hand der Forscher aufwärts klimmt,
Und du, Religion, von deines Glaubens Höhen
Zeig' was der Strom für eine Richtung nimmt.
Treibt blinder Zufall ihn im alten Kreise
Vom Bessern stets zum Schlechteren zurück?
Täuscht nur mit eitelm Wahn sich der betrog'ne Weise?
Sucht Zweck und Ordnung, ach umsonst, sein Blick?
Und schwingt, den Stürmen Ruhe zu gebieten
Kein Poseidaon *) den gezackten Stab?

*) Der griechische Name des Meergottes.

Spült aller Weisheit Frucht sammt ihren schönsten Blüten
Der Strom in der Vernichtung Schlund hinab?
Ist unser Sein ein Spiel der stolzen Wogen?
Ein Tröpfchen nur im weiten Ocean?
Durchlauf' ich, von dem Strom zum Nichtsein fortgezogen,
Als ein Ephemeron *) des Daseins Bahn? —

Nein! denn es hat von der Zerstörung Pfeile
Stets unerreicht, vom Zeitstrom unbenetzt,
Ein Gott den hohen Thron, gestützt auf ew'ge Säulen,
In's heil'ge Reich des Glaubens hingesetzt.
Laß Stürme brausen, mächt'ge Donner rollen,
Laß Wogen fluthen und die Blitze glüh'n:
Doch lenkt den wilden Strom des Weltenherrschers Wollen
Zum hohen Ziele der Vollendung hin.
Ihm wirkt Natur bewußtlos ihr Geschäfte.
In tausend Ringen fügt, nach seinem Plan,
Die Wesen-Kette sich, des Willens rege Kräfte
Knüpft er an todten Mechanismus an.
Er zähmt den Fluß durch aufgeworf'ne Dämme,
Daß in verkehrter Richtung nicht vom Ziel
Er sich entferne, nicht die Menschheit überschwemme,
In tobendem chaotischem Gewühl.
Auch ist mein Sein kein Spiel der stolzen Woge;
Obgleich ein Tröpfchen nur im Ocean,
Durchlauf' ich dennoch nicht, vom Strome fortgezogen,
Als ein Ephemeron des Daseins Bahn.
Mehr muß, so klein es ist, das Tröpfchen gelten,
In welchem eine Seele denkt und ist,
Als selbst ein Ocean von willenlosen Welten,

*) Ein Insekt, das nur einen Tag lebt.

Von denen keine fühlet, daß sie ist.
Mein Daseín, das die Zahl von Millionen,
Der Kreislauf von Jahrtausenden nicht mißt:
Es bleibt, wenn längst, o Strom, im Laufe der Aeonen
Dein letzter Tropfen weggedunstet ist.

D'rum wirble tosend nur! — In ruh'ger Stille
Seh' ich dein Wirbeln; einst entflieh ich dir.
Ich bin dein Sklave nicht, ich bin ein freier Wille,
Ein ew'ger Gott ist ewig über mir!

Prof. Hünerwadel.

6.

Zweifel.

[Der Teich.]

Gruß dir, verborgene Nymph', umlagert von freundlichen Musen,
Die du Kühlung der Stirn, Einklang dem Geiste hier beutst!
Keusche Schatten erbangen, dein Kräuseln möchte mich reizen,
Denn du Schwärmerinn lockst süßer den Schwärmenden her.
Aber dein Spiegel, ob wahr? ob falsch? verkehret mir Alles;
Berg' und, schaurig umpflanzt, Hütten und Thürme verkehrt!
Spielende Ziegen und Lämmchen, ihr stürzt ja rücklings vom Felsen;
Wehe! der Wipfel entreißt früchtebeladen dem Grund!
Sinket der Himmel wohl selbst, wer will aus der Tief' ihn erheben!
Unschuld und Freiheit dahin! — — doch ich erhebe den Blick,
Und es ist alles schon recht! — Ihr Spiegel, welcher spricht Wahrheit?
Welcher Lüge? Wo ist Hestia? *) Anfang und End?

---

*) Das Haftende, Bleibende, die Göttinn des Herdes in der Götterwohnung.

Oben und Unten und Mitte? Was treibt die Kräusel der Welten?
Wo den schöpf'rischen Geist finden der Mutter Natur?
Such' ich den Urmenschen bei Thierheit? Menschheit bei Engeln?
Wo das erste Gesetz in der verlorenen Schrift? —
Seh' ich zum Teiche, verkehrt sich Natur, und aufwärts verschwind't sie! —
Dieß die Weisheit, das Licht, das mir in's Auge geblitzt?
Dieß mein Himmel, mein Zweck? — der Tolle lächelt, der Weise
Stutzt! Ist der König der Narr? oder der Narr wohl der Fürst? —
Schauend hinaus in die Welt, und schauend hinab in die Welle,
Stand ich zweifelnd bis Nacht beide Gemälde verwischt.

C. Wild.

7.

Morgenroth und Tag.

Wo säumt und weilt des Lebens Sonne?
Ich sah sein Morgenroth, doch ach!
Wo säumt und weilt die volle Sonne,
Wann folgt sie ihrem Boten nach? —
Hat mich ein Feenbild betrogen?
Hat mich ein Fieberwahn belogen?
Ach sollte dieser Rosenschein
Des Lebens Abendröthe sein? —

„Des Lebens Abendröthe!“ Brüder!
Ich falle betend auf den Grund,
Und heiße Thränen thauen nieder,
Und Worte fehlen meinem Mund.
Mich, den ein „Werde!“ vom Geschicke
Dem kaum entwichnen Augenblicke
Zum jüngst gebornen Sohne gab,
Mich fordert schon das grause Grab!! —

Als ich aus starrem Nichts erwachte
Und süßen Lebensodem sog —
Als ich von Recht und Freiheit dachte,
Und zu Allvaters Throne flog. —
Als ich an Freundes Busen glühte
Und Liebe meinen Geist durchsprühte,
Und ich des Fühlens Wonne trank —
Da weint ich meinem Schöpfer Dank.

Ich weint ihm Dank beim ersten Siege
Den blutend sich mein Herz erkämpft,
Als in der Lüste wildem Kriege
Mein Wollen kühn den Sturm gedämpft.
Und als ich eines Menschen Thränen
Verwischt, und eines Bruders Sehnen
Gesättigt, pries mein nasser Blick
Sich dreimal hoch des Daseins Glück.

Ich trat in träumeschwanger'm Hoffen
Hinauf der Menschheit Kämpfer Bahn;
Ich sah im Geist die Zukunft offen,
Mit Seligkeit mich angethan.
Doch Stürme, Nacht und Truggestalten,
Irrlichter, die mich rund umwallten,
Entrissen mich dem Blumenpfad,
Den ich so fröhlich kaum betrat!

Wehmüthig hielt ich nun am Wege
Und sann dem Leben ernster nach.
Ich stand und sah, und alle Stege
Verschlang des Grabes Trau'rgemach.
Kein Sterblicher umging die Halle
Des Todes. Ach! sie wandten alle
Sich früher, später hin zur Gruft,
Und lagen still in öder Kluft.

Da rief ich mit bethränten Wangen:
„Dieß denn der stolzen Menschheit Loos!
Kaum in das Sein hinaufgegangen,
Sinkt sie in der Vernichtung Schooß!
Wozu ist ihr ein fliehend Leben,

Ein Geist, ein warmes Herz gegeben?
Der heute ward, ist morgen Staub!
Uns bricht ein Hauch, wie welkes Laub.“

„Ach! hoffend, lächelnd, liebend grüßen
Wir dieses Lebens Rosenthal!
Doch kaum daß wir ein Blümchen küssen,
So dröhnt das Grab von unserm Fall.
Wie himmelhoch flog unser Streben,
Wie groß, wie hehr war uns das Leben!
Ruhm, Tugend, Wohl und Wissenschaft,
Nichts schien zu hoch für unsre Kraft!

Und doch — gewann sich je nur Einer
Den viermal großen Lohn? Ach nie
Errang ein Mensch ihn! — Keiner, keiner
Erobert ihn, ersiegt ihn hie!
Warum, o Gott, denn dieses Schmachten
Nach Wahr und Gut, dieß Flammentrachten
Nach Palmen der Unsterblichkeit?
Wir blühen ja nur kleine Zeit! —

Doch sieh! — was naht aus blauer Ferne?
Ein Strom des Lichtes quillt heran;
Er woget aus von jenem Sterne,
Mit Gottes Klarheit angethan! —
Ihr Menschen trocknet eure Thränen!
Den Vater jammert euer Sehnen,
Er beut aus seinem Heiligthum
Euch Trost durch's Evangelium!

Du Trost der Menschen sei willkommen!
Ich drücke jubelnd dich an's Herz,

An's wunde Herz, das eng beklommen
  Erlag in der Verzweiflung Schmerz.
Ich öffne dich, du Buch des Lebens!
Ich öffne dich, und nicht vergebens!
  Von meinem Busen gleitet ab,
  Dein Stachel, Tod! dein Schwerdt, o Grab!

Ich flehe mit erhob'nen Armen,
  Und stammle Dank dem großen Geist,
Der gnädig, gütig, voll Erbarmen,
  Mir ein unsterblich Dasein weist.
Wonach ich glühend hingedrungen,
Was nimmer sonst mein Arm errungen
  Schenkt frei mir Gottes Freundlichkeit:
  Ein Leben über Grab und Zeit!

O sei nun wieder froh gegrüßet,
  Du Land des Seins! — Wie blühst du nicht!
All' deine Qualen sind versüßet,
  Und schöner jede Lebenspflicht.
Verstumme Mund! vergiß der Klagen,
Die dir des Herzens banges Zagen
  Erpreßt! — ihr Augen hebet euch
  Zum Sternenzelt, des Vaters Reich!

Dort wohn' ich einst, wenn meine Stunden
  Hienieden alle abgerollt,
Des Todes Kraft mich überwunden,
  Und ich ihm seinen Lohn gezollt.
O Todesengel! ohne Trauer
Seh' ich dich nah'n; des Himmels Schauer
  Gibt deine Freundes-Rechte mir,
  Und nimmt den Leib von Staub dafür!

Dort oben denn weilst du, o Sonne
Des Lebens, und dein Morgenroth
Ist dieses Erdensein; o Wonne
Es barg dich dort des Herrn Gebot!
Du ließest hier den Menschen weinen,
Du zaudertest ihm zu erscheinen,
Du sandtest kaum ein dämmernd Licht:
Doch dort sieht er dein Angesicht!

Knie't feiernd nieder, meine Brüder,
Und dankt dem Vater aller Welt!
O knie't in tiefer Ehrfurcht nieder
Vor dem, der alle Wesen hält!
Eh' wir sein Licht empfangen hatten,
War unser Leben Nacht und Schatten;
Durch Gottes Evangelium
Ward es ein Licht zu seinem Ruhm!

Prof. J. R. Wyß.

IV. Die Neige des Lebens.

1.

Wirren und Wandelungen.

Einem zarten Wellenschaume,
Und der Wolken irrem Streben
Gleicht die Liebe, gleicht das Leben,
Aehnlich einem flücht'gen Traume.
Freundschaftsbande, Liebesknoten,
Schürzen sich und reißen wieder;
Was ich liebe, steiget nieder
In das düst're Reich der Todten;
Oder zieht in weite Ferne,
Nimmer mir zurück zu kehren,
Immer leiden, stets entbehren,
Ist mein Loos auf diesem Sterne;
D'rum wer wird es seltsam finden
Wenn's mich dränget zu enteilen?
Nimmer weilen
Mag wer Liebes sah entschwinden.

— *

2.

Des Alters Lehren.

a. Mädchenlob.

Ungleich lautet der gleiche Ruhm für beide Geschlechter.
Männer werden durch Lob, Mädchen mit Schweigen geehrt.

b. Die Freundschaft.

Freundschaft fordert Pfleg', es fordert Pflege die Liebe.
Oft betrete den Weg, der zum Freunde dich führt.
Denn sie sprosset so fruchtbar die allgesegnete Erde!
Schnell sind die Pfade mit Gras, schnell mit Gestrüppe bedeckt.

c. Der beste Freund.

Unter Freunden der beßte, o glaube mir Jüngling! ist Klugheit,
Ist der sicherste Schatz dir auf der Reise der Welt.
Besser ist sie denn Gold; bei Fremden und in der Heimath,
Arm, von Allem entblößt, nährt sie, schafft sie dich reich.

d. Gottes Größe.

Groß ist Gott! — dem Zweifler doch unerweisbar die Größe;
Denn sein Tempel allein gibt uns das richtige Maas.

Ist es enge, dein Herz: — wie klein, wie schwächlich die Gottheit!
Ist es groß — o wie bald reicht an Unendlichkeit sie!

e. Das Unvergängliche.

Reichthum verflieget wie Rauch, der leichteste unter den Freunden;
Sieh'! so stirbet dein Freund, stirbet dein Bruder und Sohn,
Deine Traute, dein Weib, und endlich stirbest du selber!
Aber eines doch lebt: Ruhm oder Tadel der Welt!

f. Trost.

Dank der gütigen Gottheit; von großen Uebeln enthob sie
Alle Menschen; denn Tod — ist ein kleines ja nur!

C. Wild.

3.

Leichenhügel.

[Am Grabe einer Freundin.]

Zwölf lange Monden schlummerst du, Freundin, schon
In deinem stillen freundlichen Grabe, wo
Duftende Rosen dir und Veilchen,
Wo dir sanfte Vergißmeinnicht lächeln.

Oft denk' ich deiner, o Freundin, und wandle still,
Einsam und sinnend, nach deinem Hügel hin,
Blicke sehnend zum blauen Himmel
Wo mir dein liebendes Auge strahlet.

Stets will ich liebend deiner gedenken, will
Mich deiner Tugend freundlichem Vorbild weihn;
Will deine Blumen pflegen, bis ich
Selbst auch ein lächelnder Engel werde!

Meta Studer.

4.

Hoffnung.

O Hoffnung, du süßeste Freude
Für das weinende Menschenkind!
Erscheinst du im rosigen Kleide,
Wie weichen die Sorgen geschwind!

O sprich: woher kommst du gezogen,
Du liebliche Herrin der Welt?
Enttauchst du den silbernen Wogen?
Entschwebst du dem Sternengezelt?

„Nein, nicht den azurenen Wogen
Entschweb' ich in silbernem Schaum;
Nicht jenem ätherischen Bogen;
Dort wird ja zur Wahrheit der Traum.“

„Doch tief in dem menschlichen Herzen
Da sitz' ich auf goldenem Thron,
Und biete dem Kinde der Schmerzen
Die Palme des Himmels zum Lohn.“

5.

Wiedersehen.

Viele Freuden sehn wir hier entsprießen,
Manche blüht an unsrer stillen Brust;
Unsres Vaters milder Hand entfließen
Neue Segen stets und neue Lust;
Unter seinen schönen Himmelsgaben
Lacht uns auch das frohe Wiedersehn:
Menschen, die sich angehören, haben
Nie zum letztenmale sich gesehn!

Mag der Schmerz auch bittre Thränen weinen,
Wenn die bange Trennungsstunde naht,
Wenn die holden Sterne nicht mehr scheinen,
Die verklärten unsers Lebens Pfad.
Wenn der Erde Quellen nicht mehr laben,
Schaut empor zu jenen lichten Höhn:
Menschen, die sich hier gehörten, haben
Nie zum letztenmale sich gesehn!

Meta Studer.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schädelin, Paul

Lebensbilder Eine literarische Abendunterhaltung, aus den Papieren bernischer Dichter gezogen ; Nebst der Einleitung, und dem Schlußworte zu einer Reihe von Vorträgen über Deutsche Literatur

Bern 1832

P.o.germ. 808 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113621-1